

## Die anspruchslosen Katholiken.

---

Nichts würde mir unangenehmer sein, als von meinen Lesern für einen Neidling gehalten zu werden, der anderen das bische Leben nicht gönnt, oder für einen kritischen Totschläger, der nichts lieber sieht, wie das Blut armer Poeten. Nichts würde mir unangenehmer sein. Und da ich ein zugleich ernsthaftes und heiteres Geschäft vorhabe, dessen Motive mißdeutet werden könnten, so will ich die Zeitschrift, um die es sich handelt, einfach mit „Zeitschrift“ und den Dichter-Herausgeber, um den es sich handelt, mit den Initialen P. A. P. bezeichnen. Zur Orientierung will ich nur bemerken, daß Herr P. A. P. derselbe ist, der seiner Zeit dem ollen ehrlichen Old Shatterhand seine literarische und menschliche Ehre weg demonstriert hat. Eine verdienstvolle Tat ohne Zweifel, denn es gibt kein größeres Verbrechen, als daß ein Mann Abenteuer in handgreiflicher Wirklichkeit erlebt zu haben vorgibt, die er nur in imaginärer Wirklichkeit erlebt hat. Wer die feine Trennungslinie nicht beachtet, ist ohne Zweifel ein Gauner.

Der schönste Ehrentitel ist bekanntlich der eines Dichtes. Ich hatte eine Tante, die auch dichtete und sich aus Verehrung für jene Dichterin, die den Ruhm katholischer Dichtung beinahe für alle Zeiten begründet hätte, Ferdinande nannte. Wenn diese Tante Ferdinande im Gesellenverein ihre Dichtungen vortrug (denn Westermann's Monatshefte wollten ruchloser Weise nichts von ihnen wissen) und mit schmelzender Stimme deklamierte:

Auf einer grünen Wiese  
Wächst Tausendschön und Salbei,  
Ein Hirte bläst auf der Flöte  
Und singt und tanzt dabei.

so hielt ihr nachher der Präses (der ein vortrefflicher Literaturkenner war, denn er verwaltete die Borromäusbibliothek) immer eine Lobrede, die so begann: „Unsre verehrte Dichterin....“ Und Tante Ferdinande sagte dann immer mit einem Tränlein in jedem Auge: „Dem lieben Gott sei Dank, der mich zur Dichterin gemacht hat.“

Auch Herrn P. A. P. hat der liebe Gott zum Dichter gemacht. Ob das im Zorn geschah, oder in einer heiteren Stunde, ist vorderhand gleichgültig. Jedenfalls fühlt sich Herr P. A. P. als Dichter. Was ist natürlicher, als daß er auch dichtet? Weshalb soll ein geistlicher Herr nicht dichten? Ich kenne einen, der schnupft wie der alte Fritz, ein anderer hat eine Liebhaberei für Schokolade, die er im Café Aragno in Rom trinkt, ein anderer züchtet ägyptische Wüstenspringmäuse: weshalb soll Herr P. A. P. nicht dichten, habe ich gesagt, als ich im neuesten Heft der „Zeitschrift“ eine Romanze von ihm fand „Der Maat von Bacharach“. Aber es ist doch ein Unterschied: jene Herren ergötzen sich im Stillen, dieser Herr verlangt, daß die Öffentlichkeit seinen Sport beachtet. Wenn sie es denn wirklich tun soll, so geschehe es also: Die Romanze, von der die Rede ist, hat genau dreißig Verse, einer schöner wie der andere. Der erste Vers, der übrigens fünfmal als Stimmungsmoment wiederkehrt, heißt:

Wie in einer Totengruft  
Lag am Rhein die dunkle Luft,  
Eingefroren nach und nach  
An dem Krahn zu Bacharach.

In mein geliebtes Deutsch übertragen heißt das: Die dunkle Luft lag wie in einer Totengruft am Rhein und war nach und nach am Krahn zu Bacharach eingefroren. Ich übersetze weiter ins Deutsche: „Ein Schlepperkahn, den das Eis auf seiner Bahn hielt, schwoll schwärzer noch als Krahn und Luft, halbscheid vom Ufer her. Aus dem Kahn flimmert ein dünnes Licht, oder flimmert es nicht? Es ist schließlich gleichgültig sich darüber den Kopf zu zerbrechen, der Toten, die der Maat in Leinen schlug, war es jedenfalls genug Licht. Dem Maat, der in der Kammer saß, fiel keine Träne fort, denn seinetwegen mochte die Welle stehn oder stieben, sein Weib hat er doch nicht geliebt.“ Aber es ist schade, wenn die poetischen Schönheiten so unter den Tisch fallen. Es geht also weiter:

Nie? Es ist so still und stumm  
In der Stube rings herum.  
Lust und Leid und Leid und Lust,  
Niemand haben sie's gewußt.

Starr sah er zur Toten dort,  
Keine Träne fiel ihm fort.  
Wie die Welle steht und stiebt,  
Hat er nie sein Weib geliebt?

Nie? Sie gingen aneinand  
Kalten Sinnes Hand in Hand;  
Was das Schicksal ihnen bot,  
Trugen sie: es war die Not.

Wie in einer Totengruft  
Lag am Rhein die dunkle Luft,  
Eingefroren nach und nach  
An dem Krahn zu Bacharach.

Von dem ganzen Hühnerschmaus  
Guckt nur noch ein Bein heraus.  
Dieses war der erste Streich,  
Doch der zweite folgt sogleich.

Ach Pardon – der letzte Vers gehört ja zu „Max und Moritz“. Aber ich war so gut im Zuge. Und, ernsthaft gesprochen: ist dieser Vers etwa weniger poetisch, oder verständlich, oder beides, wie z. B. diese Verse:

Doch ein Trunk vor allem gut  
Ist dem Toten rotes Blut,  
Das ihm, der es saugt, verschafft  
Zu des Werks Vollendung Kraft.

Ach, wen Tod und Teufel schlug  
Sehnt sich um den Nobiskrug.  
Als die Weide ihr Geäst  
Auf die Erde hängen läßt.

Und je mehr zum Nobiskrug  
Und je mehr sein Herz ihm schlug,  
Daß der Schrei von Schnee und Kind  
Vor dem lauten Schlag gelind.

Und so geht es durch dreißig Verse weiter, bis dem Leser genau so zu Mute wird, wie der schwarzen Luft, die peu à peu am Krahn zu Bacharach eingefroren ist. Bis Herr P. A. P. (heißt nicht etwa peu à peu) den letzten Vers singt:

Auf der Decke auf dem Boot  
Lag der Maat, der Maar war tot.

Aber weshalb hört Herr P. A. P. auf? Wo ist die Moral, die Nutzenanwendung der schauerlichen Moritat, zur Maultrommel zu singen? Oder verzichtete er darauf, weil Meister Busch seine Dichtung vorgeahnt und ihm die Moral von der Geschichte vorweggedichtet hat?:

Auf der Decke auf dem Boot  
Lag der Maat, der Maat war tot.  
Als man dies im Dorf erfuhr  
War von Trauer keine Spur.  
Witwe Bolte, mild und weich,  
Sprach: Sieh da, ich dacht es gleich.  
Ja, ja, ja, rief Meister Böck,  
Bosheit ist kein Lebenszweck.  
Selbst der gute Onkel Fritze  
Sprach: das kommt von dumme Witze.

Klappt das nicht herrlich? Vielleicht wäre nur ein Schlußvers noch nötig gewesen, dieser:

Schauerlich ins Massengrab  
Stieg der Leser Geist herab,  
Der verstorben nach und nach  
An dem Sang von Bacharach.

Liebe Leser, es ist nicht mehr zum Lachen, es ist zum Weinen, daß das katholische gebildete Deutschland sich so etwas als „Dichtkunst“ vorsetzen läßt. Deshalb der ganze Literaturstreit! Das ist der Erfolg! Herr P. A. P., der selbst so wütend auf den Dilettantismus losschlägt, wenn er andere betrifft, mißbraucht den Namen der Kunst, um derartiges zu produzieren. Er, der so eifrig zu den fortschrittlichen Literaten sich bekannt hat, entpuppt sich also! Er kann ruhig sein! Beim „Gral“ hätte er allerdings damit kein Unterkommen gefunden. Dazu mußte er seine eigene Zeitschrift gründen. Ich gönne gewiß allen Leuten und jeder Zeitschrift ihr bischen Leben, ja, ich würde (und meine Leser kennen mich dafür) der erste sein, der die „Zeitschrift“ lebhaft empfohlen hätte. Denn wir brauchen wirklich ein Organ, das echte

„religiöse Dichtkunst“ uns schenkt. Aber was die Hefte bisher an Lyrik gebracht haben, ist meist blutigster Dilettantismus. – Ausgenommen etwa den Sang vom „Juden Aron Silberstein“ und vom „Maat von Bacharach“, denn das geht noch unter Dilettantismus durch.

Ein Einzelfall? Ach nein. In der Calderongesellschaft zu Berlin gab es neulich einen Dichterabend. Und es geschah folgendes: Zwei Herren im Frack und zwei Damen in décolleté ließen sich auf dem Podium nieder (die dekorative Ausstattung von A. Wertheim geliehen) und indessen der eine Herr auf dem Flügel (von Blüthner geliehen) arpeggierte, sprach das Terzett lyrische Gedichte. Etwa so:

Erste Dame:	Der du von den Himmeln bist Alles Leid und Schmerzen stillst –
Der Herr am Flügel:	plum ... plum ...
Zweite Dame:	Den, der doppelt elend ist, doppelt mir Erquickung füllest –
Der andere Herr:	Ach ich bin des Treibens müde.
Der Herr am Flügel:	Tung tung – plumm ...
Erste Dame:	Was soll all der Schmerz – die Lust?
Zweite Dame:	Süßer Friede –
Erste Dame:	Süßer Friede –
Der andere Herr:	Komm ach komm –
Das Terzett, indeß der Herr am Flügel drei Fermaten in moll greift:	In – mei – ne – Brust!

Das Publikum hat gepfiffen und gelacht? Ach nein, das hätten nur die jeden besseren Gefühls baren Gesellen getan, die Ibsen über Leo Teepe van Hemsteede stellen. U n s e r Publikum raste vor Entzücken, besonders die Damen: „Himmlich, unerhört neu, genial geradezu“. Und klatschten, daß die Handschuh platzten.

Einzelfälle? Nein! Von wenigen Tausend abgesehen, steckt unser Publikum immer noch tief in der tiefsten Kunstbarbarei. Und die wenigen Tausend gelten als Nihilisten schlimmster Art, weil sie das Können über die Gesinnung stellen. Wenn ein Bäcker Gips unters Mehl mischt, dann können wir aufbegehren, aber wenn uns die Brunnen vergiftet werden, dann sollen wir den Mund halten. Und wenn gar ein geistlicher Herr mit beneidenswertem Ungeschick das kritische Messer schwingt oder seine verstimmte Marsyasleier schlägt, dann sollen wir in Ehrfurcht ersterben, denn sonst heißt es, wir beschimpfen das Geistliche des Herrn. Als wenn Kritisieren und Dichten zu ihrem Amt gehörte! Ach wenn nicht die Jugend wäre, auf die wir bauten! Wenn wir nicht die Hoffnung hätten, daß das künstliche Licht doch eines Morgens erlischt, eines Morgens, den William Shakespeare besang:

Ihr Herren, guten Morgen! Löscht die Fackeln aus!  
Der Wölfe Raubzug ist gewesen! Seht den jungen Tag!

Wenn wir die Hoffnung nicht hätten – ach dann würden wir besser tun zu schnupfen, Schokolade im Café Aragno zu trinken und ägyptische Wüstenspringmäuse zu züchten, oder am besten gemeinsame Sache mit Herrn P. A. P. zu machen und zu singen:

Schauerlich ins Massengrab  
Stieg der Leser Geist herab,  
Der verstorben nach und nach  
An dem Sang von Bacharach.

F. H.

---

Aus: Ueber den Wassern, Münster. Februar 1912, S. 139–142.

F. H. = Franz Herwig (1880 – 1931)

„P. A. P.“ = Pater Ansgar Pöllmann / „Zeitschrift“ = Gottesminne, 6. Jahrgang, Sept. 1911 – Sept. 1912.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Juli 2018